

Märtyrer

Von AUGUST BRUNNER S. J.

Es ist eine der umstürzenden Wahrheiten des Christentums, daß der Tod der beste Zeuge für das Leben ist und daß die, welche das neue Leben verkündeten, voller Freude in den Tod gingen. Für einen ersten und oberflächlichen Blick ist der Tod das Ende und der Verlust von allem, damit die äußerste und unwiderrufliche Niederlage. Darum ist auch der Mensch nur zu oft bereit, eher alles zu opfern, nicht nur Hab und Gut, sondern auch Ehre und Gewissen, um ein bedrohtes Leben dem Untergang zu entreißen. Was sollen ihm Ehre und gutes Gewissen, wenn er nach dem Tode nicht mehr ist?

Dagegen stellen wir zu unserer Überraschung fest, daß alle wahrhaft großen Christen, die Heiligen, sehnlichst gewünscht haben, für Christus den Martertod zu sterben. Die ersten Heiligen, denen die Kirche einen Kult weihte, deren Überreste sie mit liebender Verehrung umgab, waren die Blutzeugen, die ihr Leben im Bekenntnis ihres Glaubens gelassen hatten. Und, überraschend genug, gerade diese Todesgefahr, die Verpflichtung, seinen Glauben zu bekennen, auch um den Preis des eigenen Lebens, eine Verpflichtung, die jeden Augenblick fällig werden konnte, zog dem jungen Glauben immer neue Bekenner in Scharen zu.

Worin liegt das Geheimnis dieser Anziehungskraft des Martyriums? Was findet der Mensch darin an Großem, das ihn vollendet und so sehr erfüllt, daß es ihm begehrenswert erscheinen kann? Man könnte denken, daß dieses Verlangen, sein Leben hinzugeben, Ausdruck des Lebensüberdresses ist, einer Lebensmüdigkeit von Völkern, die durch Jahrhunderte überfeinerter Kultur zu empfindlich gegen Schmerz und zu abgestumpft für Genuß geworden waren. Aber solche verbrauchte Schwächlinge haben eher Angst vor dem Tode. Und wo einmal einen der Lebensüberdruß in den Tod treibt, da sucht er sich nicht einen Tod in Marter und Qual aus, wie er die Märtyrer erwartete. Auch merkt man dem vorwärtstrebenden, erobernden Christentum nichts an von Lebensüberdruß, von müder Hoffnungslosigkeit. Das Dasein erschien seinen Anhängern nicht sinnlos, sondern war in jedem Augenblick bis an den Rand erfüllt von ewigkeitsschwerer Bedeutsamkeit. In jeder Minute gestaltete sich für den Christen die Ewigkeit in der Zeit und gab dieser ein neues, bisher unbekanntes Gewicht. Gerade diese Menschen, für die jeder Augenblick so kostbar war, zögerten nicht, nein, sie sehnten sich oft danach, dieses Leben zwar nicht wegzuwerfen, wohl aber dahinzugeben für ihren Glauben.

Gewiß, auch das Heidentum hatte seine Helden, und Krieg und Machtkampf haben von jeher und auch heute noch Menschen erzeugt, die mit Freuden ihr Leben aufs Spiel setzen, ja die nur im Wagnis sich wohl fühlen und ihr Dasein genießen. Auf's Spiel setzen, der Ausdruck kennzeichnet dieses Heldentum. Das Wagnis des Spieles läßt ihnen allein die Schönheit des Daseins zum Bewußtsein kommen. Am Rande des möglichen Verlustes werden die Dinge verklärt von einem wunderbaren Schein, dem Zauberschein des möglichen Abschieds und Verlustes. Im Wagnis wachen auch die Kräfte des Menschen auf. Zusammengerafft wie in einen Punkt, jederzeit bereit zum Sprung durch den Feuerkreis der Todesgefahr, fühlt der Held erst die Mächtigkeit des Daseins und seine unsagbare Süße. So wird die Gefahr gleichsam zu einem Reizmittel, das seine Kräfte immer wieder aufpeitscht und den sonst so faden Trunk des Lebens zu einem berausenden Becher würzt. Aber bedeutet dies im Grunde nicht, daß der Abenteurer und auch der Krieger um des Krieges willen dem gewöhnlichen Leben keinen Reiz mehr abzugewinnen vermag, daß er seiner müde und überdrüssig ist und es nur noch erträgt, wenn die Gefahr ihn zu äußerster Spannung aufpeitscht? Ist nicht seine Unternehmungslust die Flucht vor einer unausstehlichen Lebenslangweile und die Notwendigkeit der Gefahr das Reizmittel, dessen eine im Grund passive Natur bedarf, um sich als seiend zu genießen? Auch der ernstere Held, der sein Leben nicht im eitlen Abenteuer aufs Spiel setzt, sondern dem es im Kampfe um einen Wert geht, erlebt doch im Wogen des Kampfes die Fülle des Daseins. Seine Leidenschaft, sein Kampfwillen sind aufgerufen und tragen ihn in hohem Schwung über die Bedenken der Furcht hinweg. Hingerissen vom Kampfesfeuer, erfährt er sich als allem Zwiespalt entrissen, im Zusammenklang von Leib und Seele, in der Einheit seines ganzen Seins. In der Lust der Selbstbehauptung spürt er keinen Schmerz mehr, und im Erlebnis des kämpferischen, tätigen Widerstandes sind die vielen Bedenklichkeiten des Lebens zum Schweigen gebracht. So trägt den Helden seine ganze Natur dem Kampf entgegen und führt ihn auf die Höhe seines Daseins. Seine leiblichen Lebenskräfte finden im Kampfe ihre Erfüllung, und sein natürliches Sein ist befriedigt und erfüllt; er ist im Einklang mit sich selber.

Ganz anders der Märtyrer. Es ist für den kirchlichen Begriff des Blutzeugen wesentlich, daß er dem Zwang und der Drohung keinerlei physische Gewalt entgegensetzt, sondern sich begnügt mit dem schlichten Nein seines Willens. Keine Kampfesbegeisterung kommt ihm hier zu Hilfe. Ihn trägt nicht das hohe Gefühl natürlicher menschlicher Erfüllung. Die natürlichen Kräfte sind nicht aufgerufen zur höchsten Tat und Verwirklichung. Er kann sich nicht genießen im Bewußtsein seiner Größe, noch sich spiegeln im Gefallen an dem Ruhm, der seiner wartet. Nackt und bloß steht sein Wille zur Treue da, von nichts Menschlichem und Natürlichem mehr gehalten und gefestigt. Sein Leib ist wehrlos den Qualen preisgegeben, die kein Kampfesfeuer lindert. In der reinen Kraft seiner persönlichen Treue muß er sich behaupten

gegen die anstürmende Pein seines Leibes und gegen die Bedrängnis seines Herzens. Keine Leidenschaft beschwingt ihn, keine Kampfeswut betäubt den Schmerz, in dem sein Leib sich windet. So bewährt er sich in der Wehrlosigkeit und Schwäche einzig durch die Macht des Geistes, durch die Kraft der persönlichen Freiheit.

Aber gerade darin liegt die Größe des Martyriums. Den Helden, so bewundernswert und groß er sein kann, tragen zum Teil noch unterpersönliche Mächte und stärken und beleben irdische Vorteile. Die eigene Natur erfährt in der Kampfbewährung Erfüllung und Befriedigung; er erlebt den eigenen Wert mit unsagbarer Genugtuung. Darum versteht auch jeder gesunde Mensch den Helden und würdigt bewundernd seinen Wagemut. Den Märtyrer hält nur seine persönlichste Kraft aufrecht, seine Treue zu einem Unsichtbaren. Sonst ist alles gegen ihn, alle seine natürlichen Kräfte, die nur Leiden, aber keine Betätigung und Selbstverwirklichung erfahren. Aber dem Ansturm aller natürlichen Mächte in ihm und um ihn hält die innerste Kraft stand. So zeigt es sich, daß im Menschen etwas wohnt, unsichtbar und unfassbar, das jeder irdischen Macht überlegen ist: die Freiheit, das Selbstsein des Menschen. Unscheinbar ist diese Kraft, unvernünftig scheint sie neben den physischen Machtmitteln, lächerlich der Widerstand, den sie irdischer Kraft entgegensetzt. Nicht einmal die Befriedigung der Selbstbehauptung kommt ihr zu Hilfe. Nicht auf sich ist sie ausgerichtet, sondern auf ein Ziel und einen Wert, die jenseits ihrer liegen. Jedes Selbstgefallen wäre unsinnig und würde den Märtyrer der eigenen Schwäche ausliefern.

Darin liegt eine tiefe Wahrheit. Die menschliche Person ist ein Selbst, ein Fürsichsein, aber nicht in dem Sinne, daß sie auf sich schaut, sich selbst genießt, sich selbst behaupten will. Sie sieht von sich weg, von dem, was sie ist; sie streckt sich aus nach anderem. Selbstbehauptung durch Machtentfaltung läßt uns noch auf der Ebene vitalen Seins und ist darum dem Menschen so natürlich. Sie kann noch genossen werden, weil das Vitale noch zum Teil verobjektiviert, vor den eigenen Blick hingestellt werden kann. Nichts davon bei der Person. Sie wird sich nicht zum Erlebnis, obschon sie doch erfahren wird. Ihre Freude ist selbstlose Freude. Ihre Kraft hat nicht nötig, vom Selbstgefallen gestützt zu werden. Darin zeigt sich gerade ihre Größe und Überlegenheit. Sie ist stark genug, allein zu stehen und sich jedem Andrang gegenüber aufrecht zu halten durch das schlichte Gebot ihrer eigenen Freiheit. Aber nur weil sie ausgerichtet ist, oder vielmehr weil sie sich ausrichtet auf Größeres. Weil eine noch unfassbarere, dem bloß natürlichen Auge noch nichtigere Macht in sie hineinstrahlt und sie stärkt, die Macht Gottes, auch sie nicht erlebt, nicht genießend verspürt, sondern nur wirklich und geistig gegenwärtig.

So liefert der Märtyrer den Tatsachenbeweis der Überlegenheit des wahrhaft Geistigen über jede andere Macht. An seiner Treue wird der Tyrann zuschanden und erschöpft seine Machtmittel. Und weil an ihm eine sonst nur zu oft verborgene Macht offenbar wird und eine Wirklichkeit sich ankündigt,

die dem natürlichen Auge unsichtbar bleibt, darum wirkt das Martyrium mit solch werbender Kraft auf alle, die noch offenstehen für diese hohen Werte. Wo weder Stolz noch Halsstarrigkeit etwas erklären, wo nicht rohe Gefühllosigkeit den Widerstand verständlich macht, wo der Blutzeuge im Schmerz erzittert und erbebt und doch standhält, da tritt diese neue Macht unwiderlegbar in Erscheinung. Darum ist er Zeuge, Märtyrer für sie. Darum muß er auch bis zur äußersten Entblößung gehen und bis zum Opfer des eigenen natürlichen Lebens, weil nur in dieser völligen Entblößung von allen natürlichen Hilfen die göttliche Macht rein hervortritt und das Zeugnis zur vollen Klarheit gelangt.

Nur in dieser Entblößung erfährt der Märtyrer auch den über das Leibesleben hinausgehenden Sinn des Daseins und die eigene Überlegenheit über den Tod. Dieses Jenseits kann nicht mehr eine Spiegelung des natürlichen Lebenswillens sein, ein Vorentwerfen der leibbedingten Zukunft nach dem Muster des Vergangenen, eine Vorwegnahme durch den Lebensdurst dessen, was dieser wünscht. Hier enthüllt sich ihm eine neue Wirklichkeit, in der er sich vollendet und wahrhaft erfüllt, statt Erfüllung selbstbezogen zu erleben. Im Martertod wird der Mensch er selbst auf eine unerhörte und reine Weise. Darum ist dieser Tod kein Abbruch, und knickte er auch eine jugendliche Blüte wie eine heilige Agnes oder Agatha. Im Martertod existiert der Blutzeuge in kurzer Zeit so angespannt, so ganz er selbst, daß keine andere Weise der Selbstverwirklichung ihr auch nur nahek kommt. Aber wiederum ohne den selbstischen Genuß der eigenen Verwirklichung, die diese nur stören würde, sondern in der schlichten Hingegebenheit an das, was die Treue erheischt, die Treue nicht gegen einen Grundsatz, nicht einmal gegen eine Lehre um der Lehre und ihrer Wahrheit willen, sondern um einer Person willen, der er die Treue unverbrüchlich halten will, für die Wahrheit aber nur, weil mit ihr auch die Person verleugnet wäre. Eine Religion kann Märtyrer nur haben, insoweit sie einen persönlichen Gott verehrt. Darum ist im Christentum, und in ihm allein, der Bekenntertod zur höchsten Lebensform und zum stärksten Erweis der Wahrheit geworden. Für die christliche Kirche ist das Martyrium nicht ein Unglück, wie es wegen der Bosheit der Menschen einmal geschehen kann, das man aber mit steigender Zivilisation hofft einmal ausschalten zu können, sondern wesentliche Form christlicher Verkündigung¹. Denn durch den Martertod kann das Göttliche am reinsten in einer Welt offenbar werden, die in ihrer angeborenen Selbstsucht nur an selbstsüchtige Mächte und Ziele glauben kann. Treue zur unsichtbaren Persönlichkeit des Gottes, der sich geoffenbart hat, kann sich bis zum äußersten und als das, was sie ist, nur dort erweisen, wo die Kraft der reinen Person sich auf nichts mehr stützt und alles gegen sich hat und doch alles durch ihr schlichtes Nein überwindet. In diesem Untergang erstrahlt das, was den Tod allein überdauert, die echte Geistigkeit, die von Gottes Gnade

¹ Vgl. Erik Peterson, Zeuge der Wahrheit, Leipzig 1937.

und Freundschaft lebt. Darum endete das Leben dessen, der durch sein Sein die Offenbarung ist, im Martertod für seine Überzeugung; darum heißt er der Märtyrer, der „getreue Zeuge“ (Geh. Offb. 1, 5), der gekommen ist, der Wahrheit Zeugnis zu geben (Joh. 18, 37). Die Übernatur vernichtet zwar die Natur nicht, aber gegenüber einer gefallenen Natur, die in ihr Gefallensein verliebt ist, kann sie nur als Tod erscheinen und nur in deren vorläufigem und scheinbarem Untergang rein hervortreten. Und die Weltüberlegenheit der Person wird im Untergang alles Welthaften am sichtbarsten aufflammen und zum Zeichen werden. Weltüberlegen ist der Mensch aber so recht eigentlich erst geworden, als das Christentum ihm den außer- und überweltlichen Gott verkündete und ihm dessen Freundschaft anbot. Vorher hat der Mensch sich immer rein innerweltlich verstanden und darum in Macht und Ruhm die höchsten Möglichkeiten seines Daseins erfahren. Aus diesem Grunde ist der Wert der Person nie recht begriffen worden. Für das Christentum sind die Wertunterschiede der innerweltlichen Dinge zwar nicht verwischt, aber sie sind doch alle gegenüber einem Neuen in eine einzige Ebene gerückt, so daß ihr Unterschied nicht mehr entscheidend wirken kann. Und eben dieses Neue ist etwas, was sich zur Welt nicht mehr hinzuzählen läßt, weil nur für es und durch es Welt ist: die Person.

Damit offenbart sich aber auch die Bedeutung des Martertodes für die Welt. Wenn Welt im eigentlichen Sinn nur für die Person besteht und nur darum, weil diese, selbst unweltlich, die Welt übersteigend ihr gegenübersteht, so muß jede Stärkung der Person auch zu einer Verstärkung der Fähigkeit führen, Welt zu haben. Welt hat der Mensch in der Tat nur dadurch, daß sein Leben einen Sinn hat, in dem die Wirklichkeit sich eint und der den menschlichen Fähigkeiten Ansatzpunkte und Richtungen für ihre Betätigung gibt. Wo dieser Sinn schwindet, da wird das Leben fade und platt. Lebensmut und Lebenswille schwinden, wenn der Mensch nicht mehr weiß, wofür er lebt und sich müht. Da nur der Einsatz für etwas Werthafte das Leben der Mühe wert erscheinen läßt, so erschläft sein Lebenswille, wo er die Nichtigkeit aller Werte und aller Verwirklichung durchschaut zu haben glaubt. Anderseits sind Ruhm und Macht nicht in der Reichweite eines jeden Menschen. Im Martyrium erscheint aber hell aufflammend die Wahrheit, daß der Wert des Weltlichen letztlich am Außerweltlichen hängt und mit ihm steht und fällt. Darum kann der höchste Wert überall da verwirklicht werden, wo das Außerweltliche das Weltliche durchdringt und es zum Mittel seiner Verwirklichung macht; und es kann an allen Stellen ansetzen, eben weil es der ganzen Welt und der Welt als Ganzem gegenübersteht. Die Heiligung des Lebens ist die Sache jener Macht, die im Martyrium sich auf entscheidende und unmißverständliche Weise als weltüberlegen dartut. Darum ist auch der christliche Heilige, wie Peterson bemerkt, ein unblutiger Märtyrer und nicht umgekehrt der Märtyrer ein Heiliger, der sich zufälligerweise durch den blutigen Tod geheiligt hat.

Echte Kultur beruht auf der weltüberlegenen, weltschaffenden Kraft der menschlichen Person. In einer dumpfen Welt, wo Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe, selbst als Ideale, verschwunden sind, da ersticken langsam alle Werte, die Kultur ausmachen, da verwelken auch die Vorbedingungen von Kunst, Wissenschaft und Forschung und zuletzt auch der Technik. Das Altertum ist nie auf den Gedanken einer Technik gekommen, neben andern Gründen auch darum, weil denen, die sie zu schaffen fähig gewesen wären, die Last und Fron der Arbeit unbekannt blieb und es ihnen nie in den Sinn kam, Sklaven und Plebejern ein besseres Schicksal bereiten zu wollen. Heute aber droht der Menschheit in ihrer großen Masse wiederum die Versklavung — Versklavung unter einem technisierten Staat, der für menschliche Würde und geistige Werte keine Achtung mehr hat. Damit untergräbt er aber sich selbst die Grundlagen seiner Existenz, so daß er im Chaos zusammenstürzen muß, sobald einmal das Erbe der Vergangenheit aufgezehrt ist. Je höher eine Kultur steht, um so widerstrebendere Kräfte muß sie in einer ausgeglichenen und immer neu auszugleichenden Einheit zusammenhalten. Werden diese Kräfte ihrer getrennten Eigenbewegung überlassen, dann werden sie zu verheerenden und alles zerstörenden Mächten wie der über seine Ufer getretene Fluß, dessen Kraft gezähmt und geleitet so viel Nutzen stiften kann. Was aber diese Kräfte im Menschen und in der Welt zusammenhält und aufeinander abstimmt, das ist die Einheit der Person, die jeder den Platz anweist, der ihr nach ihrem wahren Wert gebührt. Wo diese Macht erschläft und sich gehen läßt, da streben die Kräfte zerstörend in alle Richtungen auseinander. Ihre wahre Einheit findet aber die Person im Religiösen, da wo sie mit dem Quellpunkt ihres Seins in Verbindung steht. Nicht von der Welt her hat sie diese innere und tiefe Einheit, die die Welt ja von ihr zu Lehen trägt, sondern von Gott her. Nicht indem sie sich der Welt überläßt, eint sie sich, sondern indem sie sich über die Welt erhebt. Diese Erhebung darf nicht in die eisige Leblosigkeit des Nichts erfolgen — das kehrt nur die Kräfte des Menschen selbstzerstörerisch gegen ihn selbst, sondern sie muß hinzielen auf die überweltliche, aber der Welt gegenwärtige Fülle des Seins Gottes. Innerlich getragen und genährt von der persönlichen Nähe Gottes, in sich beruhigt und geeint, findet sie die Kraft, auch rings um sich Frieden und Eintracht und Einklang aller Kräfte zu verbreiten. So schafft jeder, der diese tiefe Einheit in sich verwirklicht, an der Erhaltung der Kultur, nicht wie der Gelehrte, der Künstler, der Techniker an diesem oder jenem Punkt, sondern dem Ganzen größere Geschlossenheit und Ausgeglichenheit verleihend, um es so widerstandsfähiger zu machen.

Nur die zu jedem Opfer bereite Bejahung der geistigen Wirklichkeiten hält eine hohe Kultur lebensfähig. Ohne sie droht ihr entweder Erstarrung oder Untergang in unmenschlichen Grausamkeiten und Verbrechen. Der Christ in seinem Vollsinn, der christliche Heilige, ist aber zum Opfer seines Lebens nicht bloß bereit wie zur Erfüllung einer schweren Pflicht. In allen Leben der Heiligen finden wir unter der einen oder andern Form die

Sehnsucht nach dem Martyrium. Nicht als Lebensmüdigkeit eines Gemüts, dem die Sinnlosigkeit ausweglos geworden ist — die Heiligen haben ein Übermaß echten Lebens und wirkender Kraft bewiesen —, auch nicht wie beim Helden als Gelegenheit, sich in den eigenen Tiefen erlebend zu verwirklichen und untergehend zu genießen, sondern in Hingegebenheit an den leidenden und sterbenden Christus, die Ähnlichkeit mit ihm als eine Gnade und eine Erwählung erkennend, zu der der Mensch aus eigener Kraft sich nicht vordrängen darf, sondern die ihm nur unverdiente Gnade gewähren kann.

Auch der Stoiker wußte zu sterben, um seine Würde zu wahren. Der Christ denkt nicht an seine Würde, sondern nur an die Treue, die er dem schuldet, der aus Liebe zu ihm bis in die Tiefen menschlichen Elends hinabgestiegen ist und dessen Spuren er folgen darf. Darum kann er den Tod erleiden ohne Krampf, ohne Versteifung auf die eigene so kleine Kraft, gelassen, vergebend, auch den Peiniger in Liebe umfassend. Hier ist eine neue, höhere Schicht menschlicher Möglichkeiten aufgebrochen, eine neue Macht, die den Tod überwindet, nicht in unmenschlicher Gefühllosigkeit, sondern in menschlich tiefem und darum so übermenschlichem Aufschwung zum persönlichen Gott hin.

Aus dieser Kraft heraus konnte der Mensch sich tiefer und doch freier mit der Welt einlassen, ohne Gefahr zu laufen, ihr Sklave zu werden und, von den Mächten, die er weckte, überwältigt, zu versinken. Christliche Kultur hat eine Weltlichkeit möglich gemacht und erträgt innere Spannungen, an denen heidnische zerschellen würden. Es kann wohl sein, daß Kulturen wie die unsere nur leben und, ohne der Dämonie wildgewordener Einzelkräfte zu verfallen, nur bestehen können, wenn sich immer Menschen finden, die zum Bekenntertod nicht bloß bereit sind, sondern ihn ersehnen als die größte Gnade, die ihnen zuteil werden kann. Von ihnen strömt der Welt die geistige Kraft zu, durch die sie einzig Bestand haben kann.

Jene, welche die Welt, nicht aus Verachtung des Irdischen, sondern aus Treue gegen das Überweltliche, von sich stoßen, sind so die größten Freunde der Welt und speisen sie mit ihrem Herzblut. Der Kraft der Person in ihrer Reinheit sich Weihend als der ehrenvollsten Berufung — wiewohl eine Ehre unweltlicher Art —, stützen sie auch die Kraft, die bei den andern welt-schaffend wirkt, und bewahren sie vor der Verstrickung in diese Welt, die den Menschen versklavt und erniedrigt, wo immer sie ihm die Führung entreißen kann. Wo nichts mehr über der Welt steht, da geht diese selbst unter in Greuel und Grauen.

So ist es dies, was unserer Zeit am meisten nottut: zu erwachen zur Wirklichkeit des lebendigen Gottes, vor dem jede andere Wirklichkeit erbleicht. Dort muß sie Mut und Kraft finden zu schlichter, tapferer Verantwortlichkeit, nein zu sagen gegen alle Übergriffe der Macht, die die menschliche Person in ihrer Würde angreift, welche Folgen ein solches Nein auch haben könne, welche unmittelbare Wirkung es auch ausübe oder nicht. Denn zu sehen, eben weil sie das Ganze umgestaltend erfaßt. Hätten die Märtyrer

der ersten christlichen Jahrhunderte — wenn sie daran dachten — sich nicht sagen müssen, daß sie vergebens starben, daß sie gegen eine Übermacht kämpften, gegen die der einzelne einfach verloren war? Und doch haben sie durch ihren Opfermut die Bande gebrochen, in die der antike Staat seine Untertanen geschlagen hatte, und so den Weg frei gemacht zu einer immer volleren Anerkennung der menschlichen Würde und Freiheit. Wahre Freiheit kann immer nur errungen werden, weil immer Kräfte am Werk sind, in uns und um uns, die uns versklaven möchten. Soweit wir der Welt innerlich verhaftet sind, können wir von ihr erfaßt und gezwungen werden. Der Märtyrer, der sich rein und ganz über die Welt erhebt, entschlüpft dem Tyrannen und besiegt ihn.

Der Sturm, der hinter uns liegt, hat uns gezeigt, wie sehr wir auch in allen rein menschlichen Werten gefährdet sind, wenn die Verantwortlichkeit abnimmt und der Feigheit Platz macht. Es ist uns klar geworden, daß eine Kultur nicht bestehen kann, die nicht von höheren Quellen gespeist wird, die aufgeht in der Verfolgung rein diesseitiger Zwecke und nur das Greifbare für wirklich hält. Wirklicher ist das Unsichtbare und Ungreifbare, das nie zum Erlebnis wird und doch geistig erfahren wird. Bürge dafür, „Zeuge“ des Übersinnlichen, ist der Märtyrer.

Grundzüge katholischer Geschichtstheologie

Von HUGO RAHNER S. J.

Die Frage nach dem Sinn und dem letzten Wert der Dinge stellt sich dem Menschen wohl am dringlichsten, jedenfalls am persönlichsten, in der Geschichte. Denn da sind wir alle, ob wir nun Historiker von Fach sind oder nicht, beteiligt, und dies nicht nur als Männer des kühlen Experiments oder als interessierte Zuschauer, sondern als Mitspieler, ja als Leidende, denen das unentrinnbare Verflochtensein ins Getriebe des Geschichtlichen zum Schicksal wird. Niemand von uns kann der drängenden Frage nach dem Sinn und Wert der geschichtlichen Menschenentwicklung aus dem Wege gehen; denn es ist die Frage nach unserem eigenen Sinn. Johann Gottfried Herder hat die Qual dieses Fragens gespürt: „Siehe das ganze Weltall von Himmel zur Erde — was ist Mittel, was ist Zweck; nicht alles Mittel zu Millionen Zwecken, nicht alles Zweck von Millionen Mitteln? Tausendfach die Kette der allmächtigen, allweisen Güte in und durcheinander geschlungen; aber jedes Glied in der Kette an seinem Orte Glied — hängt an Kette und sieht nicht, wo endlich die Kette hange. Jedes fühlt sich im Wahne als Mittelpunkt, fühlt alles im Wahne um sich nur so fern, als es Strahlen auf diesen Punkt oder Wellen geuß — schöner Wahn! Die große Kreislinie aber aller dieser Wellen, Strahlen und scheinbaren Mittelpunkte — wo, wer, wozu?“¹

¹ J. G. Herder, *Ideen zur Kulturphilosophie* (Ausgewählt und herausgegeben von O. und N. Braun, Leipzig 1911, S. 200).